

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 9. Bromberg, den 23. März 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(13. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

7.

Nun waren die Heinzelmännchen wirklich in die Mooshütte eingekehrt. Ihr Trippeln und Trappeln, ihr Wispern und Flüstern verscheuchte das Schweigen, das sonst in allen Ecken saß.

Salmaser richtete die Giebelkammer her. Zuerst galt es einmal, Sauberkeit und Ordnung zu schaffen.

Das Stübchen an sich war freundlich, sein Fenster schaute über das Moor gegen die kristallene Burg der Berge im Süden. Wer hier wohnte, trank die Wunder dieser Schönheit mit dem fallenden Morgentau, nahm sie am Abend mit hinüber in sein purpurscheinumlohtes Träumeland.

Salmaser nickte befriedigt vor sich hin.

Eins aber paßte ihm nicht, der klobige Bauernhausrat. Das breite, niedrige Lager, mehr Kiste als Bett, samt den häßlichen Strohsäcken mußte auf den Heuboden wandern. Die dreibeinige Tischruine, ein zerbrochener Schemel flogen hinterdrein. Die Sonne war noch nicht lange aus den Federn, da lag die Kammer ausgeräumt. Salmaser blickte sich um. Die kleinen Männlein sprangen untätig um seine Füße, staunten zu ihm auf und fragten ungeduldig: „Was soll nun werden, Menschenkind?" Dann sahen sie kopfschüttelnd, wie der Mann den Hut vom Haken nahm und zur Hütte hinaus den Berg hinunter sprang.

In der Stadt hatte Salmaser bald gefunden, was er brauchte. Er hielt sich nicht länger auf, als nötig war. Auf dem Meldeamt konnte er endlich seine bürgerliche Existenz wieder herstellen; bei den Rechtsverdrehern hätte er am liebsten die Fäuste gebraucht, um der edlen Zunft zu bedeuten, daß sie den Prozeß wohl seinetwegen und nicht ihretwegen zu führen habe. Gegen Abend landete er mit Sack und Pack wieder auf seinem Berge.

Ein tiefer Atemzug befreite seine Brust. Seine Rückkehr war eine Flucht gewesen vor den lauten Menschen im Tal. Ein Druck hatte ihm den ganzen Tag auf der Brust gelegen. Der Gedanke an sein Weib war aufgewacht, alle längstverschluckte Bitterkeit kam ihm wieder auf die Zunge, die Wunde schmerzte, wenn sie auch nicht mehr blutete.

Er lief ins Moos hinaus. Die Dämmerung tat ihm wohl; die Stille streichelte seine Nerven, glättete seine stürmisch wogende Seele. Der strenge Torfgeruch sagte ihm, daß er wieder allein sei und dünkte ihm köstlicher als der Duft afrikanischer Blumen.

Die Sonne war untergegangen. Ihre roten Strahlen hatten sich in den düstern Kiefern verfangen, zwischen denen bereits das Moor seinen weißen Atem aushauchte. Ein lauer Wind umschmeichelte sacht das Ried, spielte mit den wehenden Schleiern, als wären es zarte Spinngewebe.

Trösterin Natur, Freundin du der Mühseligen, stille, feine Heide du!

Ruhiger kehrte er heim. Er sah vor sich wieder den starken, männlichen Weg.

In der Hütte gab es Arbeit. Noch am Abend machte er sich an die Einrichtung der Giebelkammer und hatte immer das Gefühl, er mache nicht für einen dienstbaren Geist Quartier, sondern für einen lieben Besuch. Auf der eisernen Bettstelle saß er, die er aus Militärbeständen erwischt hatte, und musterte das Werk seiner Hände. Wohnlich sah das Stübchen schon aus. Spät legte er sich zur Ruhe. Wenn er einmal wach wurde, hörte er ein Knistern und Knacken in Pfosten und Wänden. Das waren die Heinzelmännchen, die ihm schaffen halfen. Verwundert schaute er sich am Morgen um, weil ihm fast nichts zu tun mehr übrig blieb..

Auf dem Christazhof gab es heute einen lauten Tag. Schon früh war Lydia Bachammer mit in die Erdkohlraben hinausgegangen. Zum letzten Male wollte sie dem Veri helfen. Es war empfindlich kühl. Die Nacht hatte einen starken Reif gebracht. Da wurden die Finger beim Austun der Rüben starr und blau vor Frost.

Thaddäus Badstuber, der Bauer, wußte noch nicht, daß sie heute den Hof verlassen würde. Wenn sie selber daran dachte, ward ihr wohl, und leicht. Feiertagsstimmung zog ihr ins Herz, je höher die Tageswärme stieg.

„Dein Gesicht ist licht wie die Sonne," sagte einmal der Bub und sah sie neidisch an. Er stand breit in den Furchen, hatte zwei dicke Knollen in den Händen und schleuderte sie mit einem Ruck auf den Wagen, als ob er eine Erregung niederkämpfen müsse.

„Das deine sieht aus wie lauter Regen... Was hast denn, Veri?"

„Du gehst fort — und bist doch fröhlich."

„Hättest du denn lieber, daß ich weinte?"

Der Junge ließ den Kopf sinken und starrte auf den dampfenden Acker, als wollte er sagen: „Lieber wär's mir schon." Laut stieß er heraus: „Ich weiß nicht... ich hab' so Angst."

„Das macht das Unglück, das dich oben im Moos hat greifen wollen —"

Er bückte sich und riß ein paar Rüben aus.

„Sicher ist es so... An einem Ort, der Unheil sah, geht das Grauen oft viele, viele Jahre um... Mir wird es nichts anhaben..." fuhr sie fort.

„Der Herr wird dich schützen."

„Der in der Mooshütte?"

„Wer sonst?"

„Hast du was gegen ihn?"

„He nein... wie sollt' ich."

„Ich denke, er ist gut, der Herr."

„O gewiß... gut ist er, sehr gut."

Der Bub hatte nicht aufgeschaut. Die Knollen flogen ihm wie Menschenköpfe von den Händen und polterten dumpf auf den Wagen.

„Du kennst ihn doch also..."

„Wohl, wohl kenne ich ihn."

Er hörte nicht auf, in Hast zu werfen. Lydia Bachammer sah zu ihm nieder. Ein Verwundern trat in ihre große Augen. War er neidisch, der Bub? Das war eine Eigenschaft, die sie nie an ihm gesehen hatte.

„Ich muß nun zum Bauer," sagte sie, ergriff ein Häuflein feuchter Blätter und putzte sich damit die Hände.

„Vielleicht läßt er dich nicht fort." Endlich blickte der Veri auf und unterbrach sein Geschäft. Sein Kopf war gerötet. In seiner Stimme klang eine leise Hoffnung.

„Und der Herr droben?"

Der Bub gab keine Antwort. Er tat, als hätte er nichts gehört, pfiff dem Hund, der mit großen Sätzen angesprungen kam.

Eine Weile sprachen die beiden noch miteinander. Aber was sie auch anfaßten, ihre Gedanken kehrten immer wieder beim Herrn in der Mooshütte ein.

„Denk, wenn ich zur Stiefmutter zurück müßte," sagte Lydia Bachammer einmal, um ihn zu trösten.

„Nein, nein, zu der Olenhausen, das sollst du nicht!" wehrte er erschrocken.

„Dann sähen wir uns den ganzen Winter nicht... oder würdest du kommen?"

„Nein."

„Na, siehst du, Junge!... Aber zum Moor hinauf findest du oft den Weg — und heut' abend bringst du mich ein Stück gegen den Berg."

Die Güte, die keinen andern traurig sehen kann, stand ihr im Gesicht. Ihre milde Flamme zündete ein Licht auch in den Augen des Knaben. So gingen sie auseinander. Als sie schon ein gutes Stück gegen den Hof über den Karrenweg geschritten war, hörte sie einen schrillen Juchzer, den ihr der Veri nachsandte. Da wandte sie sich um und winkte ihm mit der Hand.

Aus der Küche scholl lautes Sprechen. Sie erkannte die Stimme der Magd, ein Mannsbild redete lachend dazwischen.

Auf dem Hausflur begegnete ihr Monika Pia, die Jungmagd.

„Der Schäffeler Jakob ist heimgekommen, der Zenzi ihrer."

Das Mädel grinste verständnisvoll. Lydia Bachammer bemerkte es nicht; sie sah auch nicht, daß der Rock der Sechzehnjährigen vorne kürzer als hinten zu werden begann. Sie drückte auf die Türklinke zur Rechten und trat in die Stube des Bauern.

Der lag wie immer zusammengesunken in seinem Sessel. Er schlief viel in der letzten Zeit oder hatte doch die Augen geschlossen. Sein Sinnen wandelte in der Vergangenheit. Gegenwart und Zukunft verlöschen, wenn das Lebenslicht des Alters der Ewigkeit entgegen brennt. Jetzt hob er müde den Kopf. Wie er das Mädchen sah, huschte ein Lächeln über die verwelkten Züge.

„Du kommst . . .?"

„Ja, ich . . . ich hab' nun einen Platz gefunden, wo ich den Winter über bleiben kann."

Der Alte wurde unruhig.

„Fort willst du?"

„Ja, heute."

„Hat das so pressiert?"

In das Gesicht des Alten schlug der Ärger seine Krallen.

„Einmal muß es doch sein . . ." sagte Lydia Bachammer weich.

„Gell' du . . . Zenzi, die Lausfehl' die hat dich vertrieben."

„Es war keine Arbeit für mich hier auf dem Hof . . . und ich hab' — — — es hat mir einer — eine Stelle geboten."

„Auf einem Hof?"

Lydia Bachammer schüttelte den Kopf. Sie faßte die Hand des Alten.

„In der Mooshütte droben . . ."

„Beim Salmaser . . .?!"

„Der Herr will mich zu sich nehmen . . . das Haus soll ich ihm führen, ja."

Die Worte kamen einfach und schlicht. Auf den Greis aber schienen sie furchtbar zu wirken. Lydia Bachammer sah, wie er sich aufzubäumen versuchte und kraftlos wieder in den Stuhl zurücksank. Seine Augen waren weit aufgerissen. Er schlug mit der gesunden Hand ein paarmal durch die Luft, als wollte er einem Gespenst wehren, das er drohend neben dem Mädchen sich aufrecken sah

„Das kann nicht sein . . . das kann nicht sein . . ."

„Was kann nicht sein? . . . Kommt zu Euch, ich bitt Euch!"

„Der Unsegen . . . mein Gott, der Unsegen . . ."

„Seh ich so aus?" fragte Lydia Bachammer und lächelte den Alten harmlos an.

Was geht mit dem Greise vor?.. Sein starrer Blick richtet sich auf das Mädchen. Lange, lange schaut er es an wie ein Madonnenwunder. Fällt ein Lichtstrahl vom Himmel in sein verdüstertes Gemüt? Ahnt der müdgekämpfte, schuldzermürbte Leib am Ende seiner Erdenwanderung die Tempelheiligkeit der reinen Weibesseele, die entsündigend auch ihm Erlösung bringen kann? . . .

Seine Lippen bewegten sich; er murmelte etwas Unverständliches. In seine Augen trat ein Leuchten wie Kinderglanz.

„Also das Haus sollst du ihm führen?"

„Ja, er hat andere Arbeit."

„Dadroben — —?" Der Bauer schaute sie ungläubig an. Wohl, wohl . . . dadroben."

„Will er Wühlmäus' fangen?"

„Das würd' sich bezahlt machen jetzt," lachte das Mädchen ihn an, „aber ich weiß es nicht . . . Er hat gesagt, es würde viel zu schaffen geben für ihn da oben, und was er sagt, glaub' ich."

Wieder ließ der Alte seine Blicke auf ihr ruhen.

In ihm war nur Mißtrauen gewesen ein ganzes Leben lang, hier stieß er auf ein selbstverständliches Vertrauen. Sein Jünglingsherz war vergiftet durch den Schmutz eines entarteten Weibsbildes, hier strömte die Reinheit ihren Segen aus. Schuldig war er. Immer ärmer war er geworden... Wie reich, wie reich mußte das Mädchen sein!

„Und der Veri?" fragte er jetzt und zwinkerte mit den Augen, „bliebst du nicht lieber mit ihm zusammen hier?"

„Es ist nur für einen von uns Arbeit auf dem Hof — — und dann — —" Sie unterbrach sich und horchte.

„He?" drängte er, „und dann . . .?"

„Der Herr in der Mooshütte muß doch jemand haben . . ." sagte sie frei heraus.

„Aber gut bist du ihm, dem Veri, gelt?"

„Gewiß bin ich es . . . Und Ihr?"

Da lachte der Alte . . . wirklich, er lachte und drohte schalkhaft mit dem Finger: „Du bist jetzt eine, du!"

Spielend strich die Hand des Mädchens über die greisen, wirren Haare.

„Wenn Ihr ihn draußen sehen könntet, den Bub! Freude würdet Ihr an dem haben . . . Treu ist er, und er schafft Euch wie ein Roß . . ."

„Da werd ich mich halt seiner ein wenig annehmen müssen." Er schaute vor sich hin und lächelte.

„Tut es, ja! . . ."

Vom Gang her kamen Stimmen. Die Tür wurde geöffnet. Der Jakob Schäffeler trat ein, die Magd folgte ihm. Ihr lautes Reden, ihr rücksichtsloses Lachen fiel wie der Stein in die Stille eines glatten, waldverträumten Sees.

„So, du bist alleweil auch noch da?" sagte die Zenzi zur Lydia Bachammer hin. Ein giftiger Blick traf das Mädchen. Niemand sah, daß einer ihn auffing, den die Magd schon zu den Toten rechnete und dessen Gesicht wieder den gewöhnlichen, finsteren Ausdruck angenommen hatte . . .

Unterdes lag etwas Fremdes über dem Raum. Der Schäffeler Jakob erzählte. Über Sitten und Gebräuche des feindlichen Landes wußte er viel des Rühmenswerten zu berichten. Die warme Sonne pries er, die Lebhaftigkeit der Leute. In überschwenglichen, darum unwahren Tönen lobte er ihre bessere Regierung, schwärmte von ihren Weibern, von ihrem Wein. Und schließlich zog er eine braune Ledertasche hervor und schlug sie vor sich auf den Tisch. „Meiner Lebtag!" schrie er, „i tät am liebste glei wieder hilaufe. Krumm braucht mer sich net z'schaffe, und's Geld, wo mer verdient, hot an no en rechte Wert. Da kann mer no's G'schäft mache! Und alles kauscht habe, was de witt. Bei uns wird alles no minder; scho an der Grenz' hot mer g'seit g'hätt, mer wurd no nalige und verrecke könne in der Heimat."

Die Zenzi stand neben ihm. Zuerst hatten ihr die Augen geleuchtet, wie der Jakob so flott erzählte. Bei den letzten Worten aber wurde sie immer unruhiger und zupfte den Redseligen energisch am Rock.

„Noi, noi," sagte sie lachend, „wie mer au so rausschwätze kann."

„He jo . . . was mi angoht — —!"

Jetzt endlich merkte der Jakob das Zupfen.

„Gell du, was di angoht . . . eben wollt i's meine! Soll is freili scho eppes anders, wenn mer so en Onkel hot wie du . . . Und daß i's no grad sag! Grummbire mueß bei uns no koiner trocke fresse, 's wird allemol für e rechte Ma, wo im Krieg g'wä ischt, au no en Butter d'rzu gebe. Geltet Ihr, Badstuber?"

Sie beugte sich über den Alten und legte ihm den Arm um den Nacken.

Die Türklinke schnappte ein. Leise hatte Lydia Bachammer die Stube verlassen . . . Noch vom Gang aus hörte sie das unruhige Reden der Magd.

Am Nachmittag hielt sie ihren Auszug vom Christazhof. Leicht und schwer war ihr ums Herz; sie trug es in zitternden Händen auf den Berg. Würde sie dem neuen Herrn zur Zufriedenheit schaffen? . . . Die Zagheit, die jeden Menschen beim Antritt eines neuen Dienstes anfällt, war plötzlich über sie gekommen.

Der Veri begleitete sie ein Stück des Weges. Er trug ihre Habe, die in ein Bündel geschnürt war. Sie sprachen nicht viel. Volles Herz macht leere Zunge, wenn die Gedanken schwer zu Boden sinken. Die gemeinsam verlebte Jugend lag hinter ihnen. Kümmerlich, armselig war sie gewesen. Aber manch ungute Stunde hatte ihr leidverklärtes Band um sie geschlungen. Würde das auch fernerhin so sein? Ein dunkles Gefühl lag auf dem Grunde ihrer Seelen wie eine fremde, unbekannte Blumenknospe . . .

Der Abschied vom Bauer war herzlich gewesen.

„Komm auch wieder!" hatte er gesagt, „und grüß mir den Salmaser. Er soll sich auch hier wieder blicken lassen auf dem Christazhof . . . Behüt dich Gott, Mädle!"

Mehr hatte er nicht reden können. Die Zenzi war, als suche sie etwas, in die Stube gekommen. Da hatte er geschwiegen, der Alte.

Lydia Bachammer übersann jetzt das sonderbare Wesen der Magd, ihr Getue mit dem wehrlosen Greise und dem

heimgekehrten Soldaten. Wie häßlich war das gewesen! Der gerade Sinn des Mädchens sträubte sich dagegen wie gegen die Brührung unreinen Getiers ... Und merkwürdig! Als hätte er in ihren Gedanken gelesen, sagte plötzlich der Veri: „Was hältst du von dem Schäffeler Jakob? Ein Fetz ist er, denk ich."

Leise berührte sie den Arm des Knaben. „Laß ihn, im Notfall ertrag ihn! ... Weißt, wir möchten halt immer die andern haben, wie wir wollen; daß ist ein Fehler, und der meiste Unfried kommt von dem. Man soll die Menschen nehmen, wie sie sind."

„Wenn man es kann," sagte der Junge kleinlaut.

„Man muß es lernen, Veri, wie eine Kunst."

Da schwieg der Bub. Oft überfiel es ihn wie eine stille Scham, wenn die Schwester so ruhig und fein seine Naschheit zügelte. Eine Last bedrückte ihn dann, der Wunsch, auch so zu werden, mischte sich mit der Bewunderung für ihre Güte.

Stumm schritten sie nebeneinander.

Der Weg begann zu steigen. Sie kamen an die kleine Feldkapelle. Lydia Bachammer trat ein, Veri Sandl legte seine Last ab und folgte ihr. Das Mädchen blieb im kurzen Mittelgang stehen, faltete die Hände und schaute zum Bild des Gekreuzigten auf, indes der Bub in einer der einfachen Bänke kniete.

Gebete stiegen auf aus dem armseligen Heiligtum, nahmen ihren Flug in die gläserne Weite des Himmels. Jedes der Kinderherzen hatte seine eigenen Schmerzen, jedes schuf sich seinen eigenen Gott; ihre treuen Wünsche aber, eines für's andere, begegneten sich auf dem Wege zu ihm und gingen dann Hand in Hand weiter... Wünsche sind geschäftige Diener des Menschen, sind lebendige Wesen an der Arbeit, können Segen und Verbrechen sein. Hellstes Gotteslicht, düsterste Satansfinsternis liegen oft im Gebet... Der kahle Raum des Kirchleins sah heute nur leuchtende Sonne...

Als sie wieder draußen standen, fragte der Veri: „Kniest du nicht in der Kirche?"

Das Mädchen sah ihn ruhig an. „Ich mein halt immer, das Knien hätten die Äußerlichen, die Heuchler für sich erfunden... Wenn ich stehe, weiß ich, daß Gott mir geradaus ins Herz hinein sieht, so lang ich mit ihm rede. Das schützt einen vor sich selber."

„Du bist immer so hart mit dir!" Verlegen, fast demütig heftete er seine Augen an die Erde.

„Wär ich es nur! Aber sieh, eines weiß ich bestimmt: duldsam und milde sein gegen andere, rücksichtslos und streng gegen sich selbst — das wär die Religion, die uns noch nie so not getan hat wie heut'."

Der Knabe sagte nichts drauf. Er drehte und wendete die Worte und suchte ihren Sinn zu verstehen. Ein Dankgefühl wärmte seine Brust. Alles was er in sich aufgenommen hatte, war von dem Mädchen gekommen.

Auch Lydia Bachammer schwieg. Versonnen blickte sie über das weite, grüne Tal.

Als Veri sich neigte und das Bündel wieder aufschultern wollte, wehrte sie ihm. „Nein, nicht,... du mußt jetzt zurück." Sie reichte ihm die Hand. „Und komm gut heim!"

„Ja, ja... grüß mir den Herrn droben."

Er half ihr, die Last aufnehmen, langsam, bedächtig, als mühe er sich, den Augenblick der Trennung hinauszuzögern. Seine Hand berührte flüchtig ihr Haar. Dabei trafen sich ihre Augen. Sie sah, daß eine Feuchte in den seinen schimmerte.

„Dummer Bub... was ist denn...?"

Da wandte er sich und sprang hastig den Weg zurück, den sie gekommen waren . . .

Langsam stieg Lydia Bachammer zu Berg. Ihr Denken weilte noch bei dem Knaben. Sie hatte sich immer verantwortlich gefühlt wie eine Mutter. Eine bange Ahnung meldete sich von etwas Unbenanntem, das drohend über dem Haupt des Harmlosen hing. Was es war, wollte ihr nicht klar werden, sie wußte dem unbestimmten Gefühl keinen Namen zu geben . . . Schon tauchten auch andere Dinge auf, die vor ihr auf dem Wege lagen; was hinter ihr blieb, versank mit jedem Schritt, den sie der Höhe zu tat . . .

Und nun tauchte im Vorblick die Mooshütte auf. Freundlich grüßend lag sie im letzten Licht; die kleinen Fenster leuchteten wie geschmolzenes Blei.

Lydia Bachammer blieb stehen. Was barg das einsame Haus für sie? Glück, Freude, Trauer, Leid? . . . Alle Menschen fragen so, die ein neues Heim beziehen; noch keinem hat je das versiegelte Geheimnis seinen Mund geöffnet.

Einen heißen Blick sandte sie empor nach der Hütte. Deren friedliches Abendleuchten kam ihr vor wie ein glücklicher Willkommengruß. Entschlossen nahm sie ihre Last wieder auf und überwand die kurze Strecke, die sie noch von der Behausung trennte.

Am Tisch in der Stube saß Basil Salmaser über ein weißes Blatt gebeugt. Das Blatt war mit Zahlen bedeckt und enthielt Berechnungen über die Einträglichkeit der in Aussicht genommenen Maschine. Sinnend benutzte er die Dämmerzeit, um die Entscheiung in seinen Überlegungen zu treffen. Da hörte er draußen ein Geräusch, jetzt waren es Schritte. Ein Schatten huschte am Fenster vorüber.

Indes er noch horchte, tat die Tür sich auf und das Mädchen stand auf der Schwelle.

„Da bin ich nun, Herr — — —"

Salmaser war aufgesprungen. Er brachte einen Wust gewöhnlicher Worte heraus und ärgerte sich darüber. Ein paar Augenblicke standen sie sich schweigend gegenüber.

„Komm, ich will dir dein Stübchen zeigen, dann kannst du es dir zunächst einmal bequem machen."

Er wollte nach ihrem Bündel greifen. Da hatte sie es schon gefaßt und ließ ihn voran aus dem Zimmer gehen.

Die Stiege, die von der Küche aus hinaufführte, knarrte unter ihren Füßen. Oben angekommen, stieß er die Tür der Kammer auf.

„So... da sollst du wohnen," sagte er. Seine Stimme klang nun wieder ganz frei.

„Hier? — Ich?!"

Er weidete sich an ihrem überraschten Gesicht. Absichtlich durchschritt er neben ihr den Raum bis ans offene Fenster, durch das die kühle, würzige Heideluft ihnen entgegenwehte.

„Die Berge!" hörte er die tiefe Stimme des Mädchens neben sich.

Einen schmalen Lichtstreifen hatte die gesunkene Sonne noch im Süden zurückgelassen, in den die dunklen Zacken und Spitzen hineinstachen, klar, scharfumrissen, unsagbar rein.

Wie gebannt stand Lydia Bachammer an der Fensterbrüstung und streckte die Hand nach dem wundersam stillen Gebirge.

„Alle sind sie da... ich kenne sie... die Trettach, die Mädelergabel, die Hochfrottspitz'. Dort sind Nebelhorn und Hochvogel... und da, da wird das wilde Männlein sein, und darunter... irgendwo im Winkel muß meine Alphütte liegen..."

„Und da liegt auch deine — helle Zeit..."

„Ja," sagte sie, ohne die Blicke zu wenden.

„Und hier ist deine dunkle' — —"

Da hob sie den Kopf und kehrte aus dem fernen Schauen zurück.

„Meine dunkle Zeit war bei der Stiefmutter... daß Ihr das noch wißt, Herr!... Und nun soll ich hier wohnen..." Ihre Worte klangen weich. Noch einmal wanderten ihre Augen durchs Fenster und liefen dann über die sie reich dünkende Wohnlichkeit des Kämmerchens. „Wenn ich's Euch nur recht vergelten kann," setzte sie leise hinzu.

„Wir wollen in Frieden mit einander hausen." Dann ging er und ließ sie allein.

Nach einer Weile hörte er ihre leichten Schritte die Treppe herunterkommen. Wunderlich war ihm zumut, auf einmal fremde Laute in der Hütte zu vernehmen. Froh ging er in die Küche.

„Ich werd mich bald eingewöhnen... nur müßt Ihr Geduld mit mir haben," sagte das Mädchen, noch auf der Treppe stehend.

„Es ist keiner mit der Peitsche hinter uns in unserer Einöde."

„Zu schaffen gibt's immer, wenn man nur will."

(Fortsetzung folgt.)

Wer hat die Null erfunden?

Plauderei von W. Schütte.

Die Moskauer Regierung hat zur Bekämpfung der furchtbaren Hungersnot mehr als eine Trillion Rubel ausgegeben. Was ist nun eine Trillion? In Ziffern dargestellt ist sie eine 1 mit 18 Nullen

1 000 000 000 000 000 000

also eine Seeschlange von Ziffern. Nehmen wir eine Milliarde tausendmal, so erhalten wir eine Billion. Diese muß wiederum mit einer Million mutipliziert werden, dann haben wir eine Trillion.

Null ist gleich nichts. Dennoch gibt es Leute, die den Menschen erst dann hochschätzen, wenn er sechs Nullen im Vermögen hat, die hinter einer Eins stehen und dann eine Million bedeuten.

Wir bedienen uns der Null beim Schreiben von Zahlen, um anzudeuten, daß in irgendeiner Stelle keine geltenden Ziffern stehen. In unserem Zahlensystem wird jede Zahl durch eine rechts von ihr angefügte Null zehnmal größer,

jeder Dezimalbruch aber durch eine links vorgesetzte Null zehnmal kleiner.

Das Alter der Null ist nicht so hoch, wie viele Menschen glauben, und ihre Erfindung ist im internationalen Völkerverkehr von großer Wichtigkeit geworden. Ohne die Null wären die großen modernen Fortschritte in der Mathematik gar nicht möglich gewesen.

Die Erfindung der Null gewinnt noch an Bedeutung, wenn man bedenkt, wie sehr sich der Mangel dieses einfachen Zeichens Jahrhunderte lang fühlbar machte.

Weder die alten Ägypter, noch die alten Griechen und Römer kannten die Null, was ihre Zahlenbenennung oft schwierig und umständlich machte. In Europa hielt die Null erst im Mittelalter ihren Einzug, und zwar durch Vermittelung der Araber. Wohl aus Anerkennung und Dankbarkeit gab man den Ziffern, deren wir uns heute bedienen, den Namen: „Arabische Zahlen", eine Bezeichnung, die sie streng genommen nicht verdienen, denn die Araber haben weder die Ziffern noch die Null erfunden. Sie lernten letztere durch die Hindus kennen, und sie nannten daher alle Zahlen dieses Systems „indische Ziffern", obwohl in Wahrheit alle diese Ziffern von den Ägyptern herrühren, mit Ausnahme der Null, die eine Erfindung der Hindus ist.

Bei den Ägyptern und Chaldäern, war das Dezimalsystem seit Beginn der Zivilisation in Brauch. Das ist anscheinend auffällig und doch ganz leicht zu erklären. Die Menschen zählten in Ermangelung guter Rechenmaschinen die Gegenstände an ihren zehn Fingern ab und fingen dabei so oft von vorn an, als es eben nötig war. Mußten die Zahlen geschrieben werden, so schrieb man sie dem Laut gemäß, wie es bei uns mit der ganzen Sprache üblich ist. Hatte man viele Zahlen zu schreiben, so war das eine mühselige und langwierige Arbeit. So sann man auf Abhilfe und kam auf den Gedanken die Einer, Hunderter und Tausender durch bestimmte Zeichen darzustellen, die so oft vervielfältigt wurden, bis die gewünschte Zahl zum Vorschein kam.

Dieses war das bekannte römische Zahlensystem, das selbst heute noch bei uns an öffentlichen Bauten und Privathäusern angebracht wird, so beispielsweise für die Zahl 1303 die römischen Zeichen MCCCIII. M ist der Anfangsbuchstabe vom lateinischen mille = tausend, C von centum = hundert. Nun galt es noch, die Notwendigkeit der Wiederholung der Einheiten zu beseitigen und für jede einzelne geschriebene Zahl ein einziges, besonderes Zeichen zu schaffen.

In diesem Bestreben wurden für die Zahlen von 1 bis 9 die Anfangsbuchstaben der diese Zahlen ausdrückenden Wörter oder die neun ersten Buchstaben des Alphabets gewählt. Ebenso waren Zeichen für die Zehner und für die Hunderter bis zu 1000 zu beschaffen.

So konnte man schließlich mit bloß 27 Zeichen alle Zahlen bis zu 999 ausdrücken. Das war schon ein gewaltiger Fortschritt, so daß selbst Pythagoras, der Vater der Mathematik, dieses System von den Ägyptern übernahm, um seine Schüler damit zu beglücken.

Jetzt kam es darauf an, den Wert einer Ziffer nach der Stellung, die sie zu den vorangehenden oder nachfolgenden einnahm, einzuschätzen. Uns ist diese Schätzung ganz leicht und selbstverständlich, und doch bedurfte es sehr langer Zeit, bis man auf die scheinbar einfache Idee kam. Wollte man vor der Entdeckung der Null beispielsweise die Zahl 504 schreiben, und den Wert der Ziffer durch die Stellung anzeigen, so war dieses einfach unmöglich, denn man hatte ja keine Zeichen, um die Lücken auszufüllen und das Fehlen der Zehner usw. anzudeuten.

Dieses Fehlen ließ sogar die Schüler des Pythagoras in ihrem Eifer erlahmen.

Über diese Schwierigkeit wußten sich die Hindus, unterstützt von den Chinesen, hinwegzuhelfen.

Bei diesen beiden Völkern geschieht gegen Anfang des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt der Null zum erstenmal Erwähnung.

Es war nur ein kleines rundes Zeichen, mit dessen Hilfe die Ziffern in die richtige Reihenfolge gebracht wurden, wie wir sie heute kennen.

Der Name des Erfinders ist unbekannt.

Erst fünfhundert Jahre später kam die Null zu uns. So wurde das römische Zahlensystem langsam verdrängt durch das vollkommenste aller Zahlensysteme, das indische mit Stellenwert und Null, verbreitet durch die spanischen Araber, daher der Name „arabische Ziffern", zuweilen auch die Dekadischen genannt.

Die Abstammung des Wortes Null ist recht sonderbar. Es soll vom arabischen cifrou herkommen, woraus die Italiener Zephiro, später Zéro machten.

Das Wort kommt ferner vor in der Form cifera, zu sprechen chifera, unser Wort Ziffer oder Chiffre. Es bedeutet soviel wie: nichts. Es ist eigenartig, daß die Etymologie des Wortes Ziffer oder Ziffern, mit denen wir so gewaltige Größen ausdrücken, auf „nichts" hinweist.

Wir Modernen fragen uns oft, wie es möglich war, daß die alten Kultur- und Handelsvölker so lange ohne die Null fertig wurden. Die Erklärung will man darin finden, daß sie vorzügliche Rechenmaschinen hatten, wie es solche ja auch heute noch bei allen Völkern gibt. In China und Rußland sind sie heute noch sehr in Gebrauch. Wenn man sieht, mit welcher Geschwindigkeit und Sicherheit die Kaufleute dieser Länder sich ihrer bedienen, so wundert man sich nicht mehr und begreift sogar einigermaßen, wie Archimedes und Euklid von Alexandien arithmetische Abhandlungen schreiben konnte, ohne unsere Rechnungsweise zu kennen.

So hat die kleinste unserer Zahlen, die eigentlich ein „Nichts" bedeutet, die „interessanteste und folgenschwerste" Geschichte.



Bunte Chronik



* **Wie Milliardenschulden bezahlt werden.** Aus Berlin wird der „Frankf. Ztg." gemeldet: Die Mehrzahl der Zeitungsleser weiß wohl so gut wie nichts Näheres über die Milliardenzahlungen, die im Mittelpunkt aller politischen Interessen stehen. Es liegt auf der Hand, daß die 132 Milliarden Goldmark, welche die Reparationsschuld ausmachen, nicht in Gold bezahlt werden können, um so weniger, als der ganze Goldvorrat der Welt nur rund 75 Milliarden Goldmark beträgt. Tatsächlich ist denn bis jetzt auch nur der verhältnismäßig kleine Betrag von 80 Millionen Mark in Gold bezahlt worden. Es handelt sich dabei nur um eine geringe Zahl von Münzen, die, ebenso wie die Goldbarren, nach Gewicht bewertet wurden. Diese kostbare Sendung wurde von mehreren Beamten der Reichsbank nach Hamburg gebracht und in den Tresors der dortigen Reichsbankfiliale aufbewahrt, um auf verschiedenen Schiffen nach den Vereinigten Staaten verfrachtet zu werden. Eine besondere Sicherheit wurde dadurch getroffen, daß die Summe bei mehreren Gesellschaften versichert wurde. Für die erste fällige Milliarde waren in Paris Sicherheiten zu hinterlegen, die in Form von Wechseln von einem Herrn dorthin gebracht wurden. Dieser trug mit den vier Wechseln also eine Milliarde in der Brieftasche. Der größte Teil der Zahlungen wird auf eine völlig bankmäßige Weise ausgeglichen. Die Reichsbank kauft an deutschen oder ausländischen Werten Devisen, also fremde Wertpapiere, die mit Papiermark bezahlt werden. Dieses Geld läuft selbstverständlich über Konten bei Privatbanken. Die Reichsbehörde, die diese ganzen Fragen regelt, ist die Devisenberechnungsstelle. Auf ihre Weisungen hat die Reichsbank die notwendigen Käufe vorzunehmen. Die Ankündigung bei der Reparationskommission erfolgt auf einfache geschäftsmäßige Weise, ohne besondere diplomatische Formen, wie sich denn überhaupt die gesamten Zahlungen entsprechend der kapitalistischen Struktur der Weltwirtschaft genau wie private Geschäfte vollziehen.

* **Wie schnell läuft ein Hase?** Ein Lokomotivführer teilte, wie die „Deutsche Jägerzeitung" berichtet, folgenden Vorfall mit: Vor einigen Tagen führte ich einen Güterzug. Es war Nacht und sehr finster. Da erschien plötzlich im Lichtkegel der Lokomotive ein Hase, um freiwillig ein Wettrennen zu veranstalten. Der Kilometerzähler verzeichnete 45 Kilometer. Freund Lampe, etwa zehn Schritte voraus, lief wacker bis auf eine Strecke von ungefähr 6 Kilometern mit. Dann ließ seine Schnelligkeit merklich nach. Die Entfernung zwischen Lokomotive und dem wettrennenden Hasen verminderte sich, und in der nächsten Sekunde wurde Freund Lampe von den Rädern zermalmt.



Kleine Rundschau-Ecke



* **Stoßseufzer.** „Ich höre, Ihre Frau hat Sie böswillig verlassen?" — „Ja, sie ist aber schon am nächsten Tage böswillig zurückgekehrt."

*

* **Das Zugstück.** A.: Sie haben den Schnupfen? — B.: Ja, ich war gestern im Theater, da gaben sie ein Zugstück!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.